

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 59.

Donnerstag, 11. März.

1915.

(10. Fortsetzung.)

Dore.

Roman von E. Kriedberg.

Nachdruck verboten.

„Wahnsinn! ideal, diese Jugendfreundschaft!“ spottete sie mit vor Ärger zuckenden Lippen. „Man bekommt ja ordentlich Respekt vor Ihrer Amazonenhafteit, kleine Gärtnerin! Na, seien Sie ohne Sorge, ich überlasse Ihnen den Bettlein ohne Kampf und Groll, wenn er freiwillig hier bleiben will. Aber wenn er doch vielleicht, aller Voraussicht zum Trotz, die Residenz dem stillen Ruferwerden vorziehen sollte, so“ — sie zuckte maßlos die Schultern — „kann ich es nicht ändern.“

„Ich glaube nicht, gnädiges Fräulein, daß er es tun wird!“ sagte Dore, den Kopf hebend und Biddy fest anblickend.

„Sie scheinen Ihrer Sache sehr sicher zu sein, kleine Gärtnerin!“

„In diesem Falle ja!“

„Gaha, diese bescheidenen kleinen Mädchen! Da sieht man wieder einmal, wie man sich im Menschen täuschen kann!“ Dore erwiderte nichts, sie sah, daß Biddy die Absicht hatte, sie zu reizen, und sie war nicht willens, darauf einzugehen.

Heinz erwartete die beiden Damen am Ausgange des Gewächshauses, Rittmeister war zurückgeblieben.

„Vergessen Sie auch nicht den Schlüssel zu suchen“, lachte Biddy, „Fräulein Werlich, Sie haben ihn doch nicht am Ende gar aus Versehen in die Tasche gesteckt?“

„Was soll das heißen, Biddy?“ fragte Heinz scharf.

„O, du mußt mir zugeben, daß die kleine Gärtnerin vorhin so drollig entsetzt ausah — wie ein Kind, das den schwarzen Mann zu sehen glaubt... das hat mir unbändig Spaß gemacht.“ Sie sah Dore seitwärts schelmisch an, aber in deren Antlitz zuckte keine Muskel, etwas Steinernes lag heut darin und etwas Stolz und Entschidenes dazu, das Biddy nie zuvor an ihr gesehen hatte und das sie ganz besonders reizte.

„Du bist manchmal recht kindisch, Biddy.“

„So? Danke sehr, lieber Bettlein! — Aber ich glaube vielmehr, ihr alle versteht keinen harmlosen Scherz. Nun, dann laß uns also von ernstesten Dingen reden: Wie ist das mit unserer Hühnerjagd? Morgen ist der Hausball, da wird nichts daraus werden, so wollen wir den Tag darauf dafür festsetzen, du kannst dann Graf Schließen vom Ball gleich dazu hier behalten.“

„Nein, das geht nicht. Wir müssen die Jagd noch einen Tag verschieben, denn Tante Niekens Geburtstag ist übermorgen, und wir dürfen sie nicht mit dem Staffee warten lassen.“

Biddy rümpfte spöttisch die Nase. „Nun, dann werden wir nicht mehr jagen können, da ich in drei Tagen abreisen will, wenn nicht vielleicht Tante Niekens so lebenswürdig und einsichtsvoll ist, den Geburtstagskaffee zu verschieben.“

„Daran ist nicht zu denken, meine Eltern und ich haben von jeher den Geburtstag der alten Dame feiern lassen, und ich könnte es nicht über das Herz bringen, ihr die Verehrung einer Absage anzutun.“

„Was sagt Fräulein Werlich dazu?“ Biddy beugte sich vor und sah Dore mit funkelndem Blick ins Auge.

„Das selbe, gnädiges Fräulein, Tante ist Heinz sehr zugetan, und ich möchte nicht, daß er sich der kleinen Pflicht entzieht, ein paar Stunden in ihrer Gesellschaft zu verbringen. Sie ist so stolz auf ihren Geburtstagsbesuch.“

„Wie rührend selbstlos! Sie denken immer nur an andere.“

„Nein, in diesem Falle denke ich auch an mich, ich mag Heinz' Gesellschaft an diesem Tage nicht missen.“

„Schiebe doch die Abreise noch etwas auf!“ schlug Heinz vor, aber er sah dabei Dore an, und die Aufforderung klang nicht sehr dringlich, und doch hatte Biddy vorhin, als sie ihre Abreise zuerst erwähnte, ein leises Erschrecken über seine Züge sehen. Die Gartnäckigkeit, mit der er Dores Auge suchte, machte ihr Blut kochen.

„Nein!“ sagte sie, den Kopf hochmütig in den Nacken werfend, „ich bin wohl schon zu lange hier! Man muß nicht bleiben, bis man lästig wird.“

„Ich hoffe, du besinnst dich noch“, sagte Heinz.

Biddy war stehen geblieben, um sich zu verabschieden.

„Adieu, kleine Gärtnerin, grüßen Sie mir das gestrenge Tantchen recht herzlich und geben Sie nicht gar zu hart mit meinem armen Bettlein um!“ Sie drückte Dores ihr widerwillig überlassene Hand, daß dieser vor Schmerz die Tränen in die Augen traten.

„Wißt ihr, Kinder, an eurer Stelle würde ich mich doch definitiv zusammensetzen, ihr könnt ja doch nicht einen Tag ohne einander leben. Warum heiratet ihr euch nicht?“

Heinz stieg eine Blutwelle jäh zu Kopf, erschrocken sah er nach Dore hin, er zitterte vor Ärger. Dore war kaum einen Schein bleicher geworden, als sie gewöhnlich war, vollkommen beherrscht begegnete sie Biddys gehässig gespanntem Blick.

„Nun, kleine Gärtnerin, wäre das nicht schön?“

„Das schönste Ros, das ich mir auf Erden träumen könnte!“ Langsam und feierlich kam es von Dores Lippen, sie vermied es, einen der beiden anzusehen, und ihre Hand krampfte sich um die Falten ihres Kleides, als ob die ihr einen Halt geben könnten, sonst keine Spur von Erregung äußerlich, während doch in ihrem Innern ein Sturm toste.

Biddy war einen Augenblick völlig verblüfft, das hatte sie doch nicht erwartet. Es kribbelte ihr in den Fingerringen, sie würde diesem hornierten, ammassenden Geschöpf mit Wollust in die Haare gefahren sein.

„Das nenne ich aufrichtig, habaha“, brachte sie endlich mit blaffen, verzogenen Lippen hervor, „ist sonst nicht zarter Frauen Art, aber die kleine Gärtnerin ist eben ein Ausnahmefallen.“

„Ich darf aufrichtig sein, gnädiges Fräulein, weil ich genau weiß, daß Heinz mich versteht. Ich will Ihnen sogar noch mehr verraten: wenn wir einander

auch niemals heiraten sollten, so werden wir doch stets untrennbar miteinander verbunden sein, und Heinz wird niemals eine Frau nehmen, die ich nicht mag!"

"Sahaha . . . Heinz, bist du nicht außer dir vor Glückseligkeit?"

Doch der stand vor freudigem Schreck und Staunen sprachlos — welche Wandlung war mit der stillen, bescheidenen und spröden Dore vor sich gegangen. Mit strahlendem Frohlocken hing sein Blick an ihr, seine ganze Liebe stand in diesem Blick, aber die, für die er berechnet war, sah ihn nicht, ihr Auge hastete kalt und stolz an Biddys wutentstellten Zügen.

"Sie nehmen ihn also einfach ganz in Beschlag?" feuchte diese. "Eigentlich eine nette Rolle, die dir da oftroyiert wird, Better. Ich sehe heut zum zweitenmal, wie sehr die Außenseite eines Menschen täuschen kann. Doch ich beeile mich, der zukünftigen Majoratsherrin unseres Geschlechtes meine Guldigung darzubringen." Sie machte einen Hock und eilte mit höhnischem Lachen davon.

Heinz war mit einem Schritt bei Dore. "Dore, liebe Dore! Dank, tausend Dank!" Seine Stimme bebte, und er preßte ihre Hand. "Ich muß noch mit dir sprechen. Erwarte mich, bitte, vorher will ich aber Biddy noch ein Wort sagen!"

Sie schritt langsam zu einer Laube, und ließ sich ermattet auf einen Sitz fallen. Sie wußte, was er von ihr verlangen würde, und ihr graute vor der Sünde, die sie ihm sagen mußte. Heinz eilte Biddy nach und holte sie am Gliederbusch ein, wo sie mit malitios verzo genem Gesicht, in kampfbereiter Haltung seiner wartend, stehen geblieben war.

"Bravo, Better, wie schön du schon jetzt couchez machst!"

"Ich muß dir sagen, Biddy, daß mir dein Benehmen Dore gegenüber nicht gefällt und daß ich dich entschieden ersuchen muß, es zu ändern."

"Warum?" fragte sie mit blühenden Augen. "Weil ich ihr nicht anbetend zu Füßen liege wie ihr anderen? Das kannst du nicht verlangen, Better! Trotz aller ihrer Vorzüge kann ich nichts überirdisches an ihr entdecken!"

Sie war in ihrer demoliersüchtigen Stimmung und da sie mit Nachgiebigkeit nicht zum Ziel kam, wollte sie es einmal mit offenem Widerstand versuchen, — sollte sie wirklich mit dieser obskuren, kleinen, einäugigen Person nicht fertig werden? Bah, Biddy von Grening hatte noch immer gesiegt, wo sie wollte!

"Es kommt in diesem Falle nicht darauf an, ob Dore gut oder schlecht ist, ob sie deine Achtung genießt oder nicht, das alles ist belanglos der Tatsache gegenüber, daß du in ihr meine erwählte Frau zu sehen hast! — Danach wirst du künftig dein Benehmen einrichten müssen, wenn du willst, daß wir Freunde bleiben."

Sie trat ihm mit flammendem Blick einen Schritt näher: "Sag einmal, Better, willst du wirklich mit dieser Farce Ernst machen?"

"Ja, diese 'Farce' ist mein heiliger Ernst, so wahr ich Heinz von Grening heiße."

"Nimm's mir nicht übel", sagte sie mitleidig, "aber die Sache ist wirklich zu absurd! Und andererseits wieder beleidigend und provozierend! Du brüskierst deinen ganzen Bekanntenkreis, wenn du ihm zumutest, dieses unbedeutende Persönchen ohne Namen und gesellschaftliche Stellung als seinesgleichen aufzunehmen! Du stellst dich außerhalb deiner Gesellschaftssphäre, machst dich unmöglich und obendrein lächerlich! Es muß einmal ausgesprochen sein."

"Biddy", fuhr Heinz auf, "ich rate dir . . ."

Sie sah ihn lächelnd mit herausforderndem Trotz an, ihr Auge sprühte in das seine: "Mache, was du willst, aber ich, als deine nächste Anverwandte, lasse mir das Recht nicht rauben, dir die Wahrheit zu sagen. Du bist mir teuer, Heinz, und ich möchte dich gern vor einer Torheit bewahren, die dir zeitlebens bitter bereuen lohnt."

Er bezwang sich mit aller Gewalt. "Nun, Biddy, ich geb dir mein Wort als Ehrenmann, wenn Dore einwilligt, mein Weib zu werden, werde ich mich für den glücklichsten Menschen auf Erden halten, und glaube mir, ich würde sie auch zu schätzen wissen vor so lebenswürdigen und ehrlichen Freunden, wie . . . nun, wie man sie leider dann und wann trifft. Du bist ja zwar sehr gütig, dich um mein Wohl und Wehe so zu sorgen, aber du vergessest deine Teilnahme nutzlos."

"Und die Liebe, Herr Better, die eine so wichtige Rolle bei euch Gefühlsmenschen spielt? Willst du mich glauben machen, du könntest diese Dore lieben?"

Heinz blickte sie an, sie sah aus wie ein kleiner Sprühteufel; er war zornig auf sie gewesen, jetzt aber überwog der Widerwillen. Wie zügellos unweiblich das schöne Geschöpf war, sobald die Leidenschaft es packte, so zügellos, daß sie in solchen Augenblicken des Zähorns selbst die edelste Flugschnecke beiseite setzte.

"Ich hoffe, Biddy, daß auch die Liebe dabei vollkommen zu ihrem Recht kommen wird", sagte er mit ruhiger Bestimmtheit.

Sie erblakte bis in die Rippen hinein. "Dann gratuliere von ganzer Seele, Herr Better", stieß sie zwischen den Zähnen hervor. "Sahaha, ein Schäferroman, wahr und wahrhaftig erlebt! Wer das in dieser prosaischen Zeit gedacht hätte! Aber es tut mir leid um dich! Du wirst verbauern und versimpeln, Better, schade um dich! Und obenein kommst du unter den Pantoffel, verlaß dich darauf! O Heinz, was werden deine alten Eltern und die ehrwürdigen Vorfahren sagen? Ich bin versichert, sie drehen sich samt und sonders im Grabe um, und die weiße Frau der Grening entsteigt unheilbedrohend ihrer Gruft."

Er stand ruhig vor ihr und sah ihr mit mitleidiger Geringschätzung in das erhitze Gesicht. "Du schadest deinem Point, Biddy, wenn du dich so ereiferst!" — und als sie zornbebtend mit verächtlichem Achselzucken gegangen war, wunderte sie sich selber, wie schnell sich seine Leidenschaft für sie abgekühlt hatte. Wie befreit von einem lästigen Zwang eilte er zu Dore.

Sie saß in der Laube, den Kopf lässig an das Spalier gelehnt, die Hände im Schoß gefaltet. Als sie ihn erblickte, ging ein Beben durch ihre Glieder, und sie schauderte fröstelnd zusammen.

(Fortsetzung folgt.)



Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.

Auszüge aus Geldpostbriefen der Sanitätshundeführer.

— — — Fünf Kilometer, bis B., in den Argonnen ist heute unsere tapfere Division vorgerückt. Schwere Kämpfe waren es. Nun, 8½ Uhr abends, Ruhe. Ruhe? nun ja, das vereinzelte Geschützfeuer summt doch nur das gewohnte Abendlied.

Endlich auch für uns Sanitätshundeführer der Befehl, die große Waldschlacht westlich A. abzusuchen. Meyer mit "Hag" und ich mit "Tasso" arbeiten bei etwa 300 Meter Abstand nebeneinander. Darum langsam vorgehen, um keinen Braven zu übersehen. Gewiß nicht leicht in dem mit Unterholz bedeckten, von Gräben und Schluchten durchschnittenen Bergwald. Uns folgen je sechs Krankenträger der . . . Sanitätskompanie mit Tragbahnen. Also vorwärts!

Um uns tiefstes Dunkel, Sturm und peitschender Regen, so daß ein schwacher Hilferuf unser Ohr nicht erreicht. Aber, wo ist Tasso? Gibt er nicht rechts von uns Laute? Hall! horch! richtig! Schnell dahin! So brav, Tasso, so brav. Der Schein der elektrischen Lampe beleuchtet im Dickicht einen schwerverwundeten Deutschen. Bedenklich. Tasso gibt vom Platz noch Laute, bis wir heran sind. Seinen Retter liebkost dankbar der tapfere Krieger. "Wie oft habe ich gerufen seit

heute früh; fast aller Hoffnung bar, als die große Stille um mich eintrat. „Gutes Tier“, sagt er noch leise, bevor die Ohnmacht ihn umfängt. Zwei Leute bringen ihn zurück.

„Tasso, Revier!“ Fort ist er. Da schon wieder Laute? In ein Gewirr von abgeschossenen, zersplitterten Ästen und Sträuchern müssen wir hinein. Beieinander drei Mann einer deutschen Patrouille, zwei sehen des Vaterlandes Aufstieg, die liebe Heimat nicht wieder. Von Granaten zerrissen. Der Dritte bewusstlos durch den Blutverlust, fiebernd; rechtes Knie zerschmettert. Er wird zurückgebracht. Die Gefallenen tragen die Erkennungsmarken Nr. . . . und der . . . Kompagnie, . . . Infanterie-Regiments.

Da, Laute von Mhaz gegeben; vor uns geradeaus! Wir müssen wieder rechts. Ein Graben, ein Waldweg wird passiert, und schon gibt auch Tasso nach kurzer Zeit wieder Standlaute. An einem kleinen Wildbach ein toter Quab und ein toter französischer Infanterist, umweit ein verwundeter deutscher Jäger. Lungenschuß, dazu Bajonettstich im rechten Unterschenkel. Seiner Gegner noch gerade erwehrt; aber sein Bemühen, einen Verband anzulegen, vorzeitig unterbrochen. Nur zweimal ist die Wunde umgerollt, den Händen entglitten. Wie schwinden die Sinne doch so schnell!

Guter Kamerad, dir helfen nach dem Hund jetzt Führer und Begleiter. „Tasso, so brav.“

Doch wie die Zeit verrinnt, schon eine gute Stunde? Nun zurück zum Verbandplatz, neue Träger zu holen. Bald sind wir zurück. Stolz das Bewußtsein erfüllt uns nach dem ersten Erfolg. Flugs weiter!

Noch dreimal kehren wir, dem Kompaß folgend, erfolgreich zum Verbandplatz zurück. Immer größer werden die Entfernungen. Von Müdigkeit keine Spur. Durchnäht, zerschunden, wer spürt's? Die Pflicht, die Kameradschaft, sie läßt es uns nicht empfinden.

Und als der Morgen durch Regen, Sturm und Nebel graut, sind zwölf Verwundete durch Tasso gefunden und nun sicher geborgen.

Ob sie wohl je im Leben ihren wahren Retter vergessen? Sie und ihre Lieben daheim?

„Meher, wie viel hat Mhaz?“

„Nur 9 zwar, doch nur vorläufig. Aber Leutnant R. will seinen Retter aus der Not, meinen Mhaz, am liebsten bei sich behalten; geht nicht, es sind der Hilfsbedürftigen noch so viel. Mhaz schrie fast, so hab' ich ihn vor Glück gedrückt. Unsere Vorarbeit, so mühsam sie bei der Meldestelle Hr. des Deutschen Vereins für Sanitätshunde war, sie ist doch die Grundlage gewesen! Und bald, nicht wahr, Kamerad, helfen wir wie zuvor. Nur ein Stündchen Rast! — — —“

„ — — — Am . . . zum Absuchen der Felder am Bahndamm entlang, vor B. Es krepiereten fortgesetzt Granaten in unmittelbarer Nähe. Die Hunde waren anfänglich etwas aufgereggt, wenn in einer Entfernung von etwa 50 Meter so ein Ding krepierete, oder sie guckten verwundert in die Luft, wenn die Dinger durch die Luft pfliffen. Nach einer halben Stunde aber hatten sie sich bald daran gewöhnt. Bald mußten wir aber das Revieren aufgeben, denn es wurde zu gefährlich. Auch wurden nur tote gefunden, welche von den Hunden auch verbellt wurden. Also Leute, die heute noch verlangen, der Hund solle tote von Verwundeten unterscheiden, irren sehr. Es ist uns manchmal nicht leicht. Verwundete befanden sich nicht mehr auf den Feldern; die waren schon alle unter der Eisenbahn-Unterführung zusammengetragen. Abends rückten wir wieder aus zum Absuchen des Schlachtfeldes vor B., welches Dorf von unseren Soldaten gestürmt war — und ging es im strömenden Regen los. B. und ich bekamen mit mehreren Trägern und Leuten die Felder links von der Straße, meistens Nübenfelder. B.'s Zell fand auch im Nübenfeld einen schwerverwundeten (Bauchschuß), sehr lange gelegen, ohne Bestimmung. Ich hatte bereits lange keine machen lassen; der Hund zog B. direkt hin, sonst wäre der Verwundete nicht gefunden worden. Wir waren mittelmäßig etwas weiter vorgedrungen. Die Sanitätsoldaten hatten wir nicht bei uns; wir erhielten vielfach Gewehrfeuer. Trotzdem suchten wir weiter und plötzlich fing „Schwan“ links von mir im Stroh an zu wittern und mit den Füßen zu scharren. Und die Folge, fünf schwerverwundete lagen unter dem Stroh, alle schon so schwach, daß sie ein Lebenszeichen nicht mehr geben konnten. —

In kurzer Ferne stand eine Strohdiele und dorthin Schwan und Zell dirigierend, lagen auch noch unter Stroh drei schwerverwundete. Als wir dann die Träger holten, erhielten wir starkes Infanteriefeuer aus dem Dorfe B., ca. 400 Meter. Die Hunde reagierten nicht darauf. Unter Eid und mit ruhigem Gewissen kann ich behaupten, daß diese neun Verwundeten nicht gefunden wären, wenn nicht unsere Hunde da waren. Aber auch hier glaube ich nicht, daß ein Verweisen gut gewesen wäre, denn es war ein großes Nübenfeld, stockfinstere Nacht, Regen, was vom Himmel herunter konnte. Morgens 4.30 Uhr kamen wir zurück; Unterzeug so naß wie oben. Nächste Nacht dasselbe Feld; Hunde frei. Tote verbellt, Verwundete nicht mehr gefunden. Franzosen aus B. hinausgeworfen.

Ihr Se . . . — — —

Auf eigene Veranlassung erscheint der Musketier F. R., 11. Kompagnie, Reserve-Infanterie-Regiment . . . bei dem Pol.-Sergeant L. in M. und gibt seine Rettung als Verwundeter durch einen Sanitätshund (Deutscher Schäferhund) wie nachstehend folgt, an.

„Es war am 23. oder 24. November, genau kann ich den Tag nicht angeben, wo ich mit mehreren Kameraden, etwa 25 Kilometer vor Sanniki in Rußland auf Patrouille geschickt wurde. Nachdem wir etwa drei Stunden vorwärts marschiert waren, ohne vom Feinde etwas zu erblicken, bekamen wir plötzlich von einem Wald Feuer. Unsere Patrouille wurde auseinandergeprungen, ich sprang seitwärts in einen Graben und erhielt einen Streifschuß im Nacken. Ich sprang auf, lief den Wald entlang bis zu einem Abhang. Ich hatte denselben nicht bemerkt und stürzte denselben hinunter, wo ich erschöpft und bewusstlos liegen blieb. Dieses ist etwa gegen 8 Uhr morgens gewesen. Ich blieb nun liegen bis am Morgen gegen 8 Uhr. Plötzlich bemerkte ich, wie ein Hund neben mir stand, mich beschnupperte, bellte und dann zurücklief. Ich war steif gefroren und dauerte es etwa 10 bis 15 Minuten, als Sanitätsmannschaften mit einer Tragbahre kamen, mich darauf legten und zum Feldlazarett brachten. Meine Rettung habe ich allein nur dem Hunde zu verdanken, denn die Stelle, wo ich lag, war Gestrüpp und unübersichtliches Gelände. Ich hatte mich so verkrochen, daß ich ohne Hund niemals gefunden worden wäre und einen sicheren Tod durch Erfrieren gefunden hätte. Der Hund war ein deutscher Schäferhund.“

Friedrich R., Musketier, 2. Komp.,
Res.-Inf.-Regt. Nr. . . .



Aus der Kriegszeit.

In der Liebesgaben-Ausgabe. (Aus dem Felde.)
Liebesgaben aller Art haben unsere Daheimgebliebenen den kämpfenden Truppen im Felde in reichster Fülle gesendet. Es ist ein Wettstreit entstanden in allen Schichten des Volkes im Spenden von Liebesgaben, der ohne Weisziel dasteht. Es ist erhebend und rührend zugleich, den Opfersinn tagtäglich vor Augen zu sehen, der sich in den Millionen und Abermillionen Stücken von Liebesgaben offenbart. Eine ungeheure Summe Geldes steckt in den Liebesgaben. Der Strom der Gaben ist nicht etwa versiegt, sondern fließt immer von neuem mit unverminderter Kraft und Stärke, so daß man sich erstaunt fragen muß: Woher strömen all die ungeheuren Kräfte im deutschen Volke, so großzügig und ausgiebig zu helfen? Ist das noch dasselbe Volk aus der Zeit vor dem Kriege? Wie nötig die Liebesgaben sind, wissen die Kämpfer am besten. Wie wohlthuend so ein Stück Wäsche oder irgend ein warmes Wollstückenstück ist, wie freudig begrüßt ein Päckchen Tabak, ein Pfeifen, ein Kistchen Zigarren, eine Schachtel Streichhölzer, ein Licht, eine Mappe Briefpapier usw. wird, wer wollte das ganz ermessen? Wie die Soldaten sich freuen, wenn wieder Liebesgaben verteilt werden, das kann der Schreiber dieses fast täglich beobachten. Hier in A . . . ist eine Liebesgabenstelle der Division . . . eingerichtet, deren Verwalter mein guter Kamerad und Kompagnieführer ist. Ganz wie in einem Kaufhause hat er alles aufgebaut, was da an Gaben der Liebe von Zeit zu Zeit einläuft. Strümpfe in großer Menge, Fußklappen, Leibbinden, Rumpfschützer, Pulswärmer, Nähzeug, Tabak und Pfeifen, Tabakbeutel und Feuerzeuge, Zigarren, Zigaretten, Kau- und Schnupftabak,

Taschentücher aller Muster, Bichte, Streichhölzer, Briefpapier und Bleistifte, Notizbücher und Liebesbücher, Druckknöpfe, die nie entzweigen, Sicherheitsnadeln, Hosenträger, Ohrenschoner, Kniewärmer, Wollwäpfe, auch Schokolade, Zucker, Tafelsalz. Schmalz in Büchsen und noch mancherlei andere Sachen hat er in seiner Verwaltungen. Und sitzt nun dabei als treuer Wächter, hütet, ordnet, packt, schreibt und ist stets vergnügt, wenn einer „kaufen“ kommt. Zwar bleibt seine „Kasse“ leer, dafür aber füllt sich sein Quittungsbuch mit den Namen der Empfänger von Liebesgaben. Das „Geschäft“ geht nicht gerade schlecht, denn den Weg nach diesem „Kaufhause“ finden gewöhnlich alle. Bleiben wir ein Weilchen in den „Geschäftsräumen“ des „Liebesgaben-Verkaufsherrn“! Es klopft. „Herein!“ Vor uns steht ein Feldgrauer, schon ganz fürchterlich anzusehen. „Darf ich um ein Paar Strümpfe bitten? Meine sind schon entzwei.“ Kaum hat er seinen Wunsch vorgetragen, so hat er ein Paar tadellos neue — von irgend-einem Mädchen oder einer Frau gestrickt. „Danke schön! Ach, vielleicht könnte ich auch eine Tabakspfeife bekommen?“ „Aber gewiß!“ Schon hat er eine ausgehändigt erhalten. „Na, zum Pfeischen gehört auch Tabak! Hier ein Päckchen, extra-fine Marke!“ „Adieu — ach nein, so heißt es ja nicht mehr — na, denn auch Wiedersehen!“ Fort ist er und läßt übers ganze Gesicht. Nach einigen Minuten klopft's wieder. Ein alter Landstürmer tritt ein, hinter ihm her kommt ein junger Reservist. Beiden sieht man das Schühengrabenleben sofort an. „Könnte ich nicht ein Taschentuch kriegen?“ hebt der Landstürmer an, „ich habe meins verloren!“ „Gewiß, Kamerad, hier ist eins! Na, nimm schon zweie — neueste Muster, echt „Seide“! „Ich bitte auch um Taschentücher,“ sagt der junge Kamerad. Auch er erhält sie. „Wie ist's mit einem Humppfchüber?“ „Hier, bitte!“ „Gibt's vielleicht auch Hosenträger? Meine sind ganz zerrissen, mit Strüppen zusammengebunden!“ „Ein Paar Hosenträger!“ „Ich möchte gern etwas Briefpapier,“ bittet der junge Feldgrau. „Ich will mal an Mutter nach Hause schreiben und kriegen kein Papier!“ „Bitte, einmal Briefpapier für Mutter und einmal für die Braut! Sie haben doch eine?“ meint der „Kaufhauseherr“. Der junge Kamerad schmunzelt verschmitzt und steckt das Briefpapier zu sich. So „kauft“ jeder, der kommt, was ihm fehlt, und gern werden die Bitten erfüllt, wenn das „Lager“ noch ergiebig ist. Oft kommen große „Abschlüsse“. Da erscheint zum Beispiel ein Unteroffizier des . . . Regiments, bringt einen großen Zettel und bittet um Liebesgaben für eine Kompanie. Der „Kaufherr“ betrachtet nachdenklich das Blatt, mustert schnell sein Lager und meint dann, daß er nicht alle Wünsche erfüllen könne. „Sonst muß ich Pleite machen, wenn ich allen soviel geben wollte. Es sollen möglichst viele Kameraden etwas haben, ich weiß noch nicht, wann das nächste Liebesgaben-schiff landet. Na, woll'n sehen!“ Nun geht das „Verkaufen“ los. „Also hier mal erst 80 Paar Strümpfe, feinste Ware! Hier 3 Duzend Kniewärmer — mehr habe ich heute nicht übrig, nächstesmal mehr! Bitte, hier 2 Duzend Taschentücher, neueste Sorte. Hier 100 Paar Fühlappen. Hier 1 Kiste Zigarren — echte Havana! Dazu 1 Büchse mit Streichhölzern! 20 Paar Hosenträger! Da, 12 Büchsen Schmalz, erste Qualität! Hier, bitte, 5 Pack Würfelzucker, das Pack mit 2 Pfund. Na, eine kräftige Prübe ist auch im Schühengraben auch gut, hier, bitte, 10 Schachteln zu 25 Stück Bouillonwürfel! Dazu werde ich euch noch 30 Pack Tabak, 2 Kartons mit Seifen, 1 Karton Schokolade mit 25 großen Tafeln und noch andere Kleinigkeiten geben!“ Der ganze „Ladentisch“ liegt bereits voll. Nun geht's ans Einsacken. Drei große Säcke voll, die der Begleiter ächzend davonträgt. „Seid ihr zufrieden?“ „Samohl, danke!“ Freudestrahlend ziehen der Unteroffizier und sein Begleiter ab. „Wir kommen öfter mal!“ sagt er beim Abschied. So geht das „Geschäft“ weiter, und man braucht nicht in Sorge zu sein, daß etwas übrig bleibt. Es ist eine herzhafte Freude, solchem Liebesgaben-„Kauf“ mit zuzusehen. Wie werden sich die Kameraden da draußen freuen! Es ist eine prächtige Aufgabe, ein Liebesgabenverwalter zu sein!

Der Kanonen Donner und die Tiere. Die Wirkung des Krieges auf die Tiere wird in der Florentiner Zeitschrift „Diana“ an den Beispielen gezeigt, die man im Jahre 1871 während der Beschießung von Paris beobachtet hat. Als die Forts und die Batterien der Bastionen Tag und Nacht zu Donnern begannen, flogen bei den ersten Schüssen der schweren Artillerie die Tauben, die Sperlinge und die Schwarzdrosseln in höchster Aufregung hin und her; die Hühner und die Enten verließen schnellst ihren Hof, um sich in den dunkelsten Winkeln zu verstecken; die Hagen rasten unruhig

in den Kellern umher, kurz es war eine allgemeine Bewegung und Umwälzung im Tierreich, an der auch die Vögel von den Feldern um Paris teilnahmen, indem sie über der Stadt, die wie von einem Feuerkreis umgeben war, eiligt hin und her schossen. Dieser allgemeine Schrecken in der Tierwelt dauerte zwei oder drei Tage, dann nahmen alle Tiere wieder ihre gewöhnliche Haltung an, die Tauben auf den Dächern, die Spahen auf den Straßen, als ob sie nie unter anderen Bedingungen gelebt hätten. Man sah auch häufig die Spahen von den Bäumen herab ganz nahe an die Kafenmatten und an die Varaden fliegen, um ein paar Brocken Brot aufzupicken, während wenige Schritte von ihnen die Festungsgeschütze ihre ehernen Stimmen erschallen ließen. Diese Gleichgültigkeit gegen die Wirkungen der Beschießung zeigte, daß die Tiere, bereits an die ständige Bewegung in den großen Städten gewöhnt, in denen sie ihre tägliche Nahrung finden, sich auch schnell dem Lärm der Geschütze anpassen. Was aber mehr überraschte, war die Beobachtung, daß auch die Wandervögel in den Pariser Gärten austauchten genau wie in den gewöhnlichen Jahren. Man folgerte daraus, daß der Krieg nur einen sehr geringen Einfluß auf die Wanderungen der Vögel ausübte und höchstens vorübergehende Ablenkungen hervorrufen kann.

Die Khat-Mode und ihre Feinde. Khat ist in Paris jetzt „große Mode“, und alle Pariserinnen wollen nicht nur Toiletten in der Uniformfarbe, sondern auch im militärischen Stil haben, so daß die beliebtesten Jaden jetzt mit so langen Schößen zugeschnitten werden, wie sie der „Pioupion“ zu seinem Mißvergnügen mit seinem Uniformrock schleppen muß. Natürlich hat man auch den „lieben Verbündeten“ über dem Kanal, die ja in Modesachen nur ein Ableger von Paris sind, die neue „kriegerische Tracht“ eingeführt, und man erwartet von ihnen, denen die Franzosen sich mit Haut und Haar verschrieben haben, daß sie sich für all die großen Dienste wenigstens damit revanchieren, indem sie die Pariser Modelle gehörig kaufen. Die Engländer aber wollen die „Khat-Mode“ nicht mitmachen; sie rümpfen die Nase über den „frivolen Geschmack“, der so ernste Dinge wie den Krieg zu einer Idee für die Toilette verwendet. Die Inhaber einiger großer Londoner Modefirmen lehnen diese Kaufgeilen entschieden ab. „Keine Engländerin“, so sagte einer, „wird ein Kostüm aus Khat tragen wollen oder einen Kragen, der ihr Kleid der Uniform ihres Mannes gleichkommt. Wir haben keine Aufträge für Khatkleider oder Röcke im Militärschnitt. Die Damen begnügen sich damit, ihre Lieben zum Heer durch Broschen mit dem Abzeichen der einzelnen Regimenter auszubilden.“ Ein anderer meinte: „Ich habe so viele Aufträge für Trauerkleider, daß ich für solche unwürdige Scherze keine Zeit habe. Ich glaube nicht, daß Frauen, die Angehörige an der Front haben, durch das Khat ihres Kleides oder den Schnitt ihres Rockes an die Trauer ihres Herzens stets gemahnt werden wollen. Wenn die Pariserin an solchen Dingen Gefallen findet, so beweist sie eine Leichtfertigkeit, die der Engländerin fernliegt.“

Ein englischer Bismarck-Roman. „Der Mann von Eisen“ heißt das neueste soeben erschienene Werk des vielgelesenen englischen Romanschriftstellers Richard Dohlan und erhebt damit den Anspruch, ein Bismarck-Roman zu sein. Aber freilich spielt der eiserne Kanzler darin eine merkwürdige Rolle; er tritt erst auf der 240. der 800 Seiten auf und liefert nur gleichsam die geschichtliche Hintergrundfigur für die höchst spannenden Abenteuer des englischen Helden und der französischen Heldin. Der Roman spielt im deutsch-französischen Krieg und behandelt die Liebe eines Engländers zu einer Französin, der Tochter eines Obersten, der im Kriege fällt. Bismarck rettet die beiden vor den preussischen Truppen, als die Heldin Justette ihren toten Vater sucht und der siebende Brief sie begleitet; vorher hat er schon einmal den jungen Mann vor einer aufgeregten Volksmenge beschützt. Justette will zum Dank als eine zweite Charlotte Corday den großen Mann umbringen; aber als Bismarck eine Stecknadel verschluckt und daran zu sterben droht, siegt das Mitleid und sie rettet ihn, indem sie ihm die Nadel aus dem Hals zieht. Dafür werden auch die beiden unter Bismarcks Schutz ein glückliches Paar. Und zu dem Titelhelden eines solchen Kolportageromans muß Bismarck einem schreibsüchtigen Engländer herhalten!